

Kapitel I

„Wir sind zu alt ...“

Das war alles, was er herausbrachte, mein Herr Adoptivvater.

Worauf wartete er denn?

Worauf wartete er, um mich zu verfluchen und in den Dreck zu ziehen wie vor der Rechtshilfekommission, um seine ewigen Schmähungen zwischen die des Staatsanwaltes und des psychiatrischen Gutachters zu quetschen – machte er jetzt etwa schlapp?

Ich erkannte den schlotternden Alten im Zeugenstand nicht wieder, so gebeugt und schwankend; die armselig verstaubte, unhörbare Fistelstimme, die wie die letzte Schwade einer verglühenden Kippe durch den Gerichtssaal waberte, war mir fremd.

Wenn er gesagt hätte: „Wir sind sehr alt, aber ...“, wenn er sich bereiterklärt hätte, mich wieder bei sich aufzunehmen, damit ich die Chance gehabt hätte, wieder abzuhauen; wenn sie eingewilligt hätten, uns laufen zu lassen, damit wir den Spaß gehabt hätten, sie wieder rennen zu sehen ... Aber nein: Die Worte sind nie gekommen, und nach der Verlesung des Urteils blieb auch der Zusatz „auf Bewährung“ aus.

Zehn Jahre später warte ich immer noch darauf, fehlen diese Worte, sind sie Teil einer größeren und älteren, einer unheilbaren Leere, die zu füllen weder er noch ich noch sonst irgendwer die Kraft gehabt hätte; selbst wenn ich über die Brüstung vor der Anklagebank gesprungen, den Wachen entwischt und vor seinen Füßen gelandet wäre, selbst

wenn ich meine Flucht und den Gauner, dem ich bis in diesen Gerichtssaal gefolgt war, meine Straftat, mein Gefängnis verleugnet hätte, es war zu spät: Nichts mehr zu machen.

Der große schwarze, seines Christus beraubte Rahmen hinter den Richtern, ihr Hochamt ohne Inbrunst, die allegorisch an den Wänden tanzenden Todsünden, die andächtigen Gläubigen, alles in dieser düsteren Kathedrale war wie eine scharlachrote und schmutziggraue Messe, eine Messe ohne Kommunion, gekrönt von vier zögernden Worten, die den Holocaust meiner Jugend auslösten: Wir sind zu alt.

Da sich mein Vater während meiner dreiundzwanzig Monate Untersuchungshaft allen Verteidigungs- und Unterstützungskosten verweigerte, hatte man mir einen Pflichtanwalt aufgebrummt – die Pflicht hinderte ihn nicht daran, mir unbezahlbare Ratschläge zu geben. Mein Anwalt war nagelneu, noch Praktikant, und ganz aufgeregt bei der Aussicht, im Fall einer Achtzehnjährigen zum ersten Mal vor Gericht zu plädieren.

„Nehmen Sie eine Zwiebel mit, wenn es sein muss, aber weinen Sie, mein Gott, weinen Sie! Man geht nicht vor Gericht, um Verständnis zu finden, sondern Gnade, soweit es möglich ist. Sie müssen weinen, so viel Sie können.“

Ich habe nicht auf ihn gehört, habe die Zwiebel vergessen, aber ich brauchte sie nicht: Beim Gedanken daran, wie meine Adoptiveltern nach dem Prozess im eisigen Novembernebel über den Pont Saint-Michel verstört zu ihrem komfortablen Schlafwagen eilen und wir in unsere Zellen in Fresnes zurückkehren würden, Lou zu den Männern, ich zu den Minderjährigen; beim Gedanken an die Rasierklinge, die mich gut versteckt erwartete, um mir die Pulsadern aufzuschneiden, an meine Liebe und mein Leben, das ich verlassen würde, verspürte ich plötzlich einen unendlichen, unwiderstehlichen Schmerz, ich begann zu weinen

und bis in die Lenden zu zittern, und zitterte, die Wachen könnten mich zittern sehen, ich weinte, wie ich nie mehr weinen werde, vor Wut, vor Mitleid, vor Lächerlichkeit, vor Abscheu; ich durchnässte die Anklagebank, das Bullenauto, die Matratze, ich weinte die ganze Nacht.

Und dann, am Morgen, hatte ich es nur geschafft, mir ein oder zwei Sehnen durchzuschneiden, das hässliche Loch, das ich an meinem Handgelenk geöffnet hatte, wurde später zugenäht; ich sah den grauen Tag meine Gitter heraufkriechen, und am Ende zuckte ich mit den Schultern und fand mein Lachen wieder.

Ich fand auch Lou wieder, am Ende langer Winter, wir waren ganz brav gewesen, wir hatten jede Menge Nachsicht verdient – und haben sie schnell wieder verloren. Seit zehn Jahren geht es ständig so, rein ins Gefängnis und wieder raus, heiraten, uns trennen, uns helfen, wieder heiraten.

Aber heute, als ich nach einer erzwungenen Ruhe von achtzehn Monaten unglücklicherweise als Erste rauskomme, habe ich beschlossen, dass sich das ändern wird.

Die Wäsche in dem Koffer, der mir gegen die Waden schlägt, ist sicher müder als ich. Hej, Träger!

Es gibt keinen Träger: Ich muss ganz allein zurande kommen, muss mein Päckchen bis zum Bahnhof tragen und meinen Kopf erheben, bis ich Krämpfe kriege.

Ja, ja, nahe Stadt, kaltes Gefängnisland, das hinter mir sofort zusammenschrumpft und dessen fauligen Atem ich gerade noch rieche, ich bin wieder da!

Ihr werdet noch erfahren, wie ich heiße.

Fangen wir mit meinem authentischen Namen und Vornamen an: Albe klingt vielleicht ein bisschen nach Volkstheater, aber bitte, das ist meiner. Diesmal werde ich mich nicht mehr durch die gefälschten, nächtlichen Hintertüren schleichen, ich melde Konkurs als Eremitin und Diebin an:

Ich kehre in den helllichten Tag zurück, zeige mein Gesicht, um mich brechen oder beklatschen zu lassen. Damit ihr mir nicht mehr auf den Fersen seid, gebe ich kein Fersengeld mehr. Ich hatte genug Zeit, zu lernen, wie ein Fuchs, eine Tänzerin, ein Bulldozer zu laufen – je nach Umständen ... Ich zittere nicht mehr bis in die Lenden, ich bringe mich nicht mehr um. Ihr behaltet Lou als Geisel im kalten Land, das ist gut: Solange es nötig ist, werde ich brav sein, im Kreis laufen, im Schritt, eins, zwei, hundert Mal vor seiner Tür auf und ab; im nächsten Frühjahr wird euch nichts übrigbleiben, als ihn mir zurückzugeben, man kann den Frühling nicht einfach daran hindern, zurückzukehren.

Und anstatt sich zu schließen, werden die Türen uns empfangen, wir werden Scharen von Bälgern machen, erst Kinder aus Papier, dann echte, werden die einen großziehen und die anderen verkaufen.

Albe, mein Kind, anscheinend fängst du schon an, über deine eigenen Füße zu stolpern. Du verlierst deine Wachsamkeit, deine Konzentration zerstreut sich zwischen Fußgängerüberwegen und Gestalten: Nur ein Recht auf Annäherung, und schon berührt man die Dinge, die angeboten und plötzlich wahrhaftig werden ... Es ist immer wie eine Geburt, eine Unschuld, wenn ich das Gefängnis verlasse: Am Vorabend verhätscheln dich die Gefangenen noch wie eine Genesende, wenn man diesen Weibchen Glauben schenkte, würde man keinen Lufthauch ertragen, schwanken, zu Boden sinken wie ein betrunkenen Vogel ... Die Luft segnet den Mund wie zerstäubter Wein, das stimmt, aber man erträgt sie sehr gut: Man möchte ihr gehören und in ihr aufgehen, im noch zerzausten Morgen davonfliegen, man fühlt sich leicht werden, leicht ... heute ist Frühsommer, es ist Herr Juni, der mich empfängt.

Wie schnell alles verblasst, sorgfältige Pläne, exakte Wege, die Lust, viel zu essen, Massen zu schlafen, an diesem

Tisch, in jenem Bett, das dringend Dringende, das Unverzichtbare! Es gibt nur noch den Raum ... Ich öffne die Finger, und die Zeit von gestern rostet und zerschellt im Kies, noch-ei-ne-Mit-ter-nacht-und-schon-steht-al-les-Kopf, einen schönen Alexandriner habe ich da ausgebrütet! Schande über mich! Ich schwöre immer, die letzte Nacht vor der Schlacht auf Knien zu verbringen, an besonders durchtriebenen Tagen plane ich sogar, mich von einem Amtsdienner mitten in der Nacht vor die Tür setzen zu lassen – was genaugenommen mein Recht ist: Beim zwölften Schlag, Achtung! Nennen Sie mich bitte Madame! Ich bin nicht mehr Ihre kleine Gefangene! Ich bin herablassend, unnahbar, unverschämt: Um Mitternacht werde ich alle Glocken läuten, werde ich auspacken, endlich ...

Und dann schlummere ich bei der endlosen Wiederholung meiner Tiraden ein: In dieser unauslöschlichen Sekunde schlafe ich, Reisende, die die Grenze in ihrem Strohsack-Abteil überquert.

Nun stehe ich am Bahnsteig, mit dem durchscheinenden Teint eines Keller-Chicorées, meinem zu plombierenden Zahn hinten unten links, meinem Pullover und meinen für die Jahreszeit auffälligen Strümpfen ... was soll's, mein Mütterchen wird mich mit den Augen der Liebe sehen ... da ich von meiner leiblichen Mutter seit dem Tag meiner Geburt getrennt bin, habe ich mir einen beträchtlichen Tribut von Tochterschaften gegenüber einer Menge geliehener Mütter aufgehalst: Alle, die mich auf die eine oder andere Art gewickelt, geschmückt, gewienert haben, damit ich „trotzdem“ „etwas“ aus „all den Gaben des Himmels“ mache, die ich ihm gern unbenutzt zurückgeben wollte; meine Mütterchen, meine kleinen Schwestern im Gefängnis, und die Großmütter, unsere Mütter, ehrwürdige Mütter ...

Aber mein Mütterchen des Tages ist meine Mutter per Gericht, diejenige, die mich in Justizwahrung bei der Für-

sorge erst gekauft und dann wieder verkauft hat: Wahrscheinlich, um mich hin und wieder mit Gefühlen re-adoptieren zu können, haben mir diese Leute ein für alle Mal gerichtlich ihren Namen entzogen; was dazu führt, dass im Register heute nach „Tochter von“ und nach „und von“ zwei lakonische, tiefschwarze Striche stehen.

Ich bin ihnen deswegen nicht böse: Er ist tot und sie ... Die späte Gemahlin, Mutterschaft aufgrund ihrer schmerzhaften, sterilen und schließlich entnommenen Organe unmöglich, hat sicher von der Ehe nie eine andere Freude erhofft, als das Kind einer anderen zu hätscheln, und als das Alter des Hätschelns vorbei war, hat das Kind einer anderen sie in den Bauch getreten. Trotzdem ist sie bei jedem meiner schulischen, amourösen oder sogar illegalen „Streiche“ nach einer variablen Verdauungszeit immer zu mir zurückgekehrt, mit oder ohne Zustimmung ihres Oberst-Gemahls, der keine Zärtlichkeit verschwendete. Maman, älter, als meine Großmutter heute sein könnte – von Lou Mother getauft, was sehr gut all das „Fremde“ in meinen Tochtergefühlen ausdrückt –, Maman, etwas speziell, aber immerhin die einzige Frau, die ich je so genannt habe: Das zählt, vor allem für sie.

Nun, da mit dem Familienoberhaupt seine Unnachgiebigkeit verschwunden war, hatte Mother wieder das Recht erlangt, gut zu sein, gut, wie sie sich immer geträumt hat: fröhliche, ansteckende, oft gepflegte, immer vertrauensvolle Güte, christliche Güte, der keine Gemeinheit widerstehen kann. Endlich konnte sie mir schreiben und mich unterstützen, ohne ihr Schreibzeug verstecken oder ihre Buchhaltung fälschen zu müssen, vielmehr von der Gemeinschaft hoch geschätzt.

Ja: Ungeduldig, die im Jahrhundert verlorene Tochter heimkehren zu sehen, um ihre Witwenschaft zu liebkoosen – ach die Liebe! die ewige Liebe, das jahrhundertealte

Gefängnis –, hatte Mother keine andere Zuflucht, um die leeren Zimmer, das Alter und den Kummer zu ertragen, als zu beten, im nächsten Sanktuarium zu beten, nur noch mit Religiösen zu verkehren; schließlich hat sie ihre ganze Habe ausrangiert, nur noch den nötigsten „Hausrat“, Silber und gestickte Wäsche für unsere ungewisse Rückkehr und unsere – endlich! – von Gott gesegnete Hochzeitsnacht behalten; dann ist sie in ein von Nonnen geführtes Altersheim, sozusagen ein Kloster, in einem ruhigen Dorf in der Provence gezogen; und seit Monaten lädt sie mich ein, nach meiner Freilassung zu kommen und ihre Seelenkur zu teilen. Nachdem sie natürlich den Rat der Mutter Oberin eingeholt hatte, die rief:

„Aber gewiss doch! Lassen Sie die arme Kleine kommen!“

Mother hat also den Verschlag neben ihrer Kammer als Wunderkinderzimmer eingerichtet und so lange gedrängt, bis Unsere Mutter schließlich die Miete „für ihre Wohltätigkeit“ angenommen hat, das Kloster ist absolut arm und Mother relativ reich, das passt gut.

Ich hingegen richte es so ein, dass ich die wenigen Menschen schone, die mich in Kenntnis der Lage lieben – uneingeschränkt von ihrer Seite wie von meiner: Mir ist der Liebesvorrat ausgegangen, ich habe alles verteilt, habe kein Körnchen Liebe mehr zu vergeben; aber ich gelte als Meisterin der Freundlichkeit, der lächelnden Küsschen, der wohltuenden Formulierungen: Ich habe Mother alles versprochen, was sie wollte.

Der väterliche Disput bleibt mir erspart, tot ist der heilige Mann, er wird nicht mehr herumbrüllen wie bei der Armee; und vor allem muss ich noch ein Jahr bis zu Lous Entlassung rumbringen, ein Lichtjahr, das Licht blass und ohne Wärme: Im Kloster kann ich beim Warten wenigstens futtern.

Es war also beschlossen, ich würde die erste Nacht der Freiheit in einem dieser Heime verbringen, wo die Nonnen einen Imbiss und Unterkunft für frisch Entlassene anbieten; gerade lange genug, um eine Sprecherlaubnis zu ergattern und Lou zu besuchen; gleich danach würde ich den Zug in den Süden und den Bus zum Kloster nehmen. Ich hatte Mother mit Mühe und Not davon abgebracht, mir meine Fahrkarte im Liegewagen der ersten Klasse zu schicken: Eine Bank in der zweiten reicht meinem von Pritsche und Hocker gehärteten Hintern, die Differenz kann man besser einstecken.

Am Anfang hatte ich wohl versucht, das Wiedersehen um ein paar Wochen hinauszuschieben: Winkten mir nicht vor dem Herbst und der Rückkehr des Raureifs andere Einladungen, wäre ich verfügbar, würde ich meine Weihwasserkur machen, wie man im Sommer Mineralwasser trinkt; aber das Gefängnis zu verlassen, um am übernächsten Tag ins Kloster einzutreten, war für mein Gefühl ein etwas zu schneller Tausch des Gefängnishemds gegen die Kutte. Außerdem hatte ich Lust, einen kleinen Erkundungsgang zu unseren Sachen zu unternehmen, die nach unserer Verhaftung bei Freunden in Calais zwischengelagert worden waren, alles, was uns Mother auf dem teuren Weg eines Umzugs per Lastwagen anvertraut hatte – ein Haufen Bettwäsche, Besteck, dicke Teppiche, teure Bücher, Gemälde mit Goldrahmen –, wobei sie uns dringend geraten hatte, nie etwas davon zu verkaufen, lieber sie zu fragen, wenn wir Geld bräuchten. Meine Freunde sind natürlich anständige Leute, aber Hausarbeit ist nicht ihre Stärke: Da musste dringend mal Staub gewischt werden.

Noch ein paar Tage Geduld, schrieb ich: Sie, liebe Maman, warten ja schon so lange auf mich.

Aber ... Mother war unerbittlich! Mit der Seherkraft der Unschuld fürchtete sie meine Abstecher, die Verlockungen,

die Ausrutscher ... Zwar verkörperte ich in ihren Augen Genie und Dämon, aber sie verwechselt mich auch oft mit dem harmlosen Wonneproppen, der ich mal war: Bei meinen Möbelhüterfreunden sollte es doch auf ein Jahr nicht ankommen, antwortete sie postwendend, während es für mich (und für sie) eine einmalige Gelegenheit sei, es uns ein bisschen gutgehen zu lassen: Ich bin allein auf der Welt, offenbar pleite, diesem halbseidenen Gangster entrissen, den sie einfach nicht „Schwiegersohn“ nennen kann, nicht mal Lou. Wie kann man nur Lou heißen? Wie der männliche Artikel in der Provence! Oder die Büstenhaltermarke! Sie schreibt „Loup“ oder auch „dein Gatte“ mit einem spürbaren Vorbehalt im Duktus.

Ich hatte mich also damit abgefunden, meine Kontrollbesuche zu verschieben und am selben Abend den Schleier zu nehmen; aber wie immer kam mir das Gesetz zu Hilfe.

Im Büro hat mir der Chef vorhin mit der Abrechnung der Justizkosten und meiner Haftentlassungsurkunde einen ganz speziellen Pass ausgehändigt, der mich in den Häfen und in einem halben Dutzend Departements für unerwünscht erklärt – darunter in dem von Mother und dem katholischen Imbiss: Das nennt man Aufenthaltsbeschränkung. Das Verbot, dieser Werwolf!, nimmt erst am Tag der Benachrichtigung Gestalt an: Normalerweise wirst du entlassen, und man lässt dich einen Monat oder ein Jahr frei herumlaufen; dann bestellt man dich eines schönen Tages ein, um dir allerhöflichst diese Post-Strafen-Urkunde zu übergeben, das Dokument einer Nebenstrafe, von dem man sich weder bei Tag noch bei Nacht trennen darf. Also werde ich fünf Jahre lang „weder wohnen noch besuchen“ und dieses Totenheft alle zwei Monate im nächsten Kommissariat abstempeln lassen ... Sie haben nicht getrödel, mir meine Mutter zu verbieten, mir Paris und seine Vororte zu verbieten (das bekümmert mich am meisten), sie werden

uns nie vergessen, nie! Na gut, wenn es so ist, fange ich gleich mal an, dagegen zu verstoßen!

Jemand hatte die Teile eines Manuskripts, in dem es natürlich ums Gefängnisleben geht, an einen sicheren Ort gebracht, sobald ich sie verfasst hatte, und eigentlich wollte ich sie mir zu Mother schicken lassen; jetzt werde ich mein Geschreibsel sofort abholen: Ich habe zu sehr darum gebangt, als ich daran schrieb, es Tag und Nacht mit mir herumtrug und dann einem Anwalt anvertraute, den ich eigentlich kaum kannte.

Mein Wunsch zu schreiben reicht zwar in die Kindheit zurück, hat sich aber nicht auf normalem Wege verwirklicht: Inspiration, Fantasie, Stille, literweise billigen Rotwein vor einer klapprigen Schreibmaschine, den wilden Rasen eines Sommerhauses, auf dem man völlig unbelastet liegt und Grashalme kauend nachdenkt, das Literatenmilieu, den schwerwiegenden Schreibtisch mit Akten, Telefon und Maskottchen, kenn ich alles nicht. Vorstellungskraft? Hab ich nicht. Die Literatenwelt? Ist mir fremd, und sie vergilt es mir ebenso. Das Material? Papier aus dem Gefängniseinkauf zieht den Bic zieht die Finger zieht die Wörter nach sich. Um mich herum waren Wunder und Niedertracht, musste die gestohlene Zeit dringend zurückerobert, das sofortige Vergessen schleunigst überholt, das Nichts der Leere entrissen werden. Ich habe versucht, abends darüber zu sprechen, unter der nackten Glühlampe oder der winzigen Luke die Leere der Stunden zu übersetzen.

Ehrlich gesagt war der Auslöser ein grandioser Scherz: Im letzten Jahr U-Haft las ein Mädchen, das denselben Anwalt hatte wie ich, ganz ungezwungen über meine Schulter mit und stellte fest, dass ich die Liebesworte der Kameradinnen und die Briefe an die Ämter meisterhaft hinschmierte. Sie hat mich mächtig verarscht: Ein Bruder von ihr sei in der Werbung und habe ihr aus Deutschland eine

in einem Pantabille-Kugelschreiber versteckte Kamera mitgebracht; wir seien im beschissensten Gefängnis Frankreichs, man müsse nur die Öffentlichkeit aufrütteln, um hier rauszukommen. Für ein Extrahonorar werde der Anwalt das Ding reinbringen, sie werde die auffallendsten Szenen und Ecken fotografieren, während ich die passenden Artikel schreiben müsse, wieder durch den Anwalt würden wir das an ein paar Skandalzeitungen weiterleiten und ganz Frankreich werde empört unseren Knast stürmen und uns auf den Schultern in die Freiheit tragen. Das Schärfste ist, dass ich der Geschichte in meiner naiven Unschuld und meiner geistigen Frustration aufgegessen bin und losgekritzelt habe.

Natürlich kam der Wunderstift niemals an, aber ich war in Fahrt geraten. Aus den Artikeln wurden Kapitel, ich kritzelte während meiner ganzen U-Haft weiter und schickte die Seiten sofort an meinen Anwalt, der, ein bisschen gerührt und vor allem gut bezahlt, bereitwillig mitspielte.

Und jetzt bin ich ganz gelassen: Wenn ich das sauber abgeschrieben habe, wird es das Dokument des Jahrhunderts, das Buch wird meine Rache für den Schatten, und die Verleger der ganzen Welt werden sich darum prügeln. Ich werde ebenso sicher überall gedruckt, wie ich heute unerwünscht bin, in allem. Die arme Mother hat wahrlich kein Glück: Genau in dem Moment, wo sie aufhört, Mutter einer *Verknackten* zu sein, wird sie Mutter einer *Unerwünschten*. Ja, natürlich wird sie das klären, sie hat so ihre Beziehungen: Sie hat ja auch autorisierte Ratgeber gefunden, um mich entadoptieren und einbuchten zu lassen – schon vor dem Prozess hatte ich dank des väterlichen Eingreifens einen kleinen Anpassungskurs in der Anstalt Bon Pasteur absolviert –, hat Stimme und Feder gehabt, als sie vor Entsetzen über den unerbittlichen Lauf der Maschine, die sie mit in Gang gesetzt hatte, bei der Justiz, beim Innenministerium

und sogar beim Vatikan bettelte, den Schaden zu begrenzen, während ich mich mit Haut und Haar und geradezu inbrünstig niederwalzen ließ, nicht aus „morbider Lust an der Strafe“, nein, sondern weil ich eine Erfahrung gern bis zum Ende mache. Mother wird Frau Präfektin zum Tee einladen, Frau Präfektin wird ihrem Gatten gegenüber den hervorragenden Tee loben, und zusammen werden sie es schaffen, mich doch noch ins Kloster zu stecken.

Aber vorläufig bin ich unerwünscht, un-er-wünscht, adieu, Maman, ich hüpfte zwischen meinen Koffern, ich werde mich rumtreiben, mich an Paris, am Verstoß und am Alkohol berauschen, ach, es ist doch immer dasselbe: etwas neutralisieren, etwas überwinden, vielleicht meine Vitalität oder in den kommenden Monaten Dürre und Treueversprechen – die Wette gilt: Ja, Lou, ich hüte mich, du wirst gehütet, wir hüten uns füreinander, wir werden uns so oft lieben, wie wir uns geträumt haben, glaubst du, wir haben genug für das ganze Leben? Die ganze Freiheit, mit der ich nichts anzufangen weiß, weil sie mir hingeworfen wurde wie der Knochen dem Hund, die Ersparnisse, die Klamotten, das Heft, das Päckchen, schöne Geschenke!

Liliane hatte mir versprochen, mich heute Morgen abholen zu kommen, ich glaubte daran wie an den Pantabille, ließ dem Immerhin-möglich einen kleinen Spalt, wollte die Worte eines allzu bekannten Liedes vergessen. Liliane ist meine „liebende Tante“, wie mein Onkel, also der Bastard-onkel, „liebender Onkel“ ist: Für die Zensur unterschrieben so eine alte Knastkameradin und ein alter Freund – dem ich früher einige Gunst gewährt habe, ich gebe es zu ... Aber noch mal, ich bin das Kind zweier Striche: Abgesehen von meinem Gatten sind alle Familienmitglieder Scheinmitglieder.

Onkel war unser Trauzeuge und konnte die Klarheit und Endgültigkeit unseres Ja erkennen: Seine Liebe zu mir kapitulierte in Zuneigung zu uns. Er hat angefangen, Lou wie einen Sohn zu lieben, mich wie eine Tochter – oder eine Frau, egal: Anscheinend hat er meinen Körper vergessen, und ich erinnere mich an seine eifrigen, treuen Briefe, seine kleinen Geldsendungen, seine Besuche bei den Anwälten ...

Mein Ex-Vater hätte ihn zweifellos mit der verächtlichen Förmlichkeit empfangen, die er den Ungebildeten, den Arbeitern entgegenbrachte – er sagte „Ar-ba-i-ter“, dieses zerpfückte, ausgespuckte Wort zerschrammt mir immer noch das Ohr –, aber ich habe mich gehütet, Onkel nach Hause zu schicken: „Ich drück dir die Flosse, Genosse“, „dein alter Kumpel“, solche Formulierungen habe ich lieber als die Zurschaustellung großer Gelehrsamkeit.

Onkel verdorrt in der Einsamkeit, röstet die Reste verspäteter Jugend in der Sonne auf Tausenden Baustellen: in Afrika, in Frankreich ... Feiner Chirurg an schwerer Mechanik, genauso ein Experte wie Sie, Herr Oberst! Onkel, in der Liebe wie in den Geschäften leicht übers Ohr gehauen und immer unternehmungslustig, hat die Absicht, im nächsten Jahr mit dem Rumziehen aufzuhören: Er wird zum Herbst hin zurückkommen, wenn sein letzter Vertrag ausläuft; er wird einen kleinen Laden aufmachen oder ein Transportgeschäft; er wird ein großes Haus in einer milden Region kaufen, ein Haus in der Sonne, in dem wir schon lange heimisch sind. Seltsames Trio, aber winzige Miete, gemütliches, wenn auch fernes Vorhaben: das Materielle, ein leichtes Unbehagen, es anzunehmen, das muss ich jetzt alles unter einen Hut bringen. Warum soll ich mich ins Zeug legen, wenn mich ihre mütterlich-fromme oder männlich-weltliche Zuneigung ernährt? Man unterstellt mir ein Herz, eine Neigung zur Dankbarkeit? Also werde

ich meinen Anteil mit dem Anschein bezahlen: Daran bin ich gewöhnt.

In der Familie muss man sich eben ab und zu einen kleinen Dienst erweisen, sich hier und da ein kleines Geschenk machen: Da Lilianes Entlassungsdatum mit Onkels Urlaub zusammenfiel, hatte ich im letzten Winter beschlossen, die beiden für eine Saison zu verkuppeln.

Liliane nahm meinen Vorschlag mit zerstreuter Miene auf:

„Und was ist Ihre Adresse?“, fragte sie während der Toilette und begutachtete, wie sich ihre Haarspitzen spalteten. Die meisten Gefangenen pflegten zwischen den vorgeschriebenen Duschzeiten eine selbstgefällige Schmutzigkeit: Ruhe für die Haut, wegtreten! Wir dagegen wuschen uns viel mehr, als die Hygiene erfordert: begeistert bis in die Tiefe der Ohren, mit einem verbissenen Erhaltungstrieb. Die entfernt lesbische Zuneigung, die ich für Liliane empfand, war vielleicht aus dem Geruch von *Cadum* entstanden: Die „kostenlose“ Sorgfalt, Hände und Haare zu pflegen, sich jeden Tag einmal seine ganze Oberfläche vorzunehmen, vor allem sie, so lang ... lange Mähne und lange, lange Nägel ... „Zufällig“ nebeneinander am Waschbecken, wiederholten wir ausgiebig die Reinigungsrituale und bespritzten uns „aus Unachtsamkeit“ mit ein paar Worttropfen:

„Also, ich habe einen Onkel, der ...“

„Einen Onkel? Verzeihen Sie, Albe, ich dachte, Sie kämen von der Fürsorge?“

„Und Lou? Kommt Lou vielleicht von der Fürsorge? Hat er kein Recht, Onkel zu haben?“

„Sie müssen sich jedenfalls nicht meinerwegen den Kopf zerbrechen, wissen Sie.“

Liliane war nicht begeistert, nie; nie von irgendwas begeistert. Ich mochte ihre Distanz.

Wenn sie die Leute von der Höhe ihrer einhundertsiebzig Zentimeter herab ansah, schien sie sich immer zu mokieren oder ihnen eine Gefälligkeit zu erweisen. Und ich Dreikäsehoch schätzte die Leichtigkeit, die sie über meine Welt trug, ihre schmale, hohe Taille über der etwas weichlichen Anmut der Knöchel und Waden, ich stellte mir edle Strapse und intime Düfte vor ... Ich habe alle Sünden im Leib, das hat man mir oft genug gesagt, aber ich pflege nur die anständigsten: Liliane zog mich an wie der Widerschein, die Verlängerung, die endlosen Beine eines uneingestanden Ich. Ich habe sie nur ein paar Wochen beobachtet – sie hatte nur eine winzige Strafe –, dafür aber sehr intensiv: Ich glaube, sie hat weder Willen noch Dankbarkeit, sie „gehört“ nicht, ihre scheinbare Sturheit ist nur eine blinde Sehnsucht nach Unabhängigkeit, ihre Ablehnung, den kleinen Finger krumm zu machen (im Gefängnis nennt man das Stolz), ist vielleicht einfach nur haarsträubende Faulheit. Aber so gefiel sie mir. Sie bildete einen Gegensatz zu den Aufsässigen und den Apathischen, den heilen oder gequälten Körpern, den aufgespießten oder gestutzten Flügeln: Sie schwieg hartnäckig, las oder döste stundenlang, schien in der Mattigkeit ihres Schweigens irgendwelche Narben zu tragen. Manchmal enthüllte die verstörte und plötzliche Eindringlichkeit ihres Blicks unter diesem Phlegma ein beunruhigendes Nervenetz.

Ich war unglücklich, fühlte mich unbehaglich, ihr nur mit lauter Stimme Banalitäten zu sagen, die der ganze Tagesraum hörte. Die Pausen zwischen unseren Sätzen offenbarten andere, in denen ich hartnäckig ein Geheimnis suchte ... dabei gibt es Lilianes Geschichte in Tausenden Varianten, überall da, wo diejenigen sitzen, die vor oder nach der Volljährigkeit auf die eine oder andere Weise ins Schleudern geraten sind. Ich kenne diese Bon-Pasteur-Geschichten gut. Der Vater geschieden und neu verheiratet,

die Zuneigung doppelt enttäuscht, die Flucht; und dann das Stolpern von einem kurzen Einsitzen zur nächsten kurzen Flucht, die Touren per Anhalter, immer in Naturalien bezahlt, die groteske Kleidung, die man erst bei der Wiederergreifung wechseln kann, das Verlangen der Männer und ihre Gleichgültigkeit danach, die Sonnenaufgänge am Straßenrand, die Katzenwäsche mit einem Taschentuchzipfel an einem Restaurantwaschbecken; und der Zwischenstopp, immer derselbe, Fresnes oder Chevilly-Larue, und der Jugendrichter, und dann die Einundzwanzig und La Roquette und die Strafkammer ... igitt! Diese unförmigen Freiheiten locken mich nicht mehr. Ich habe wie alle meine kleine Flucht hinter mir, aber ich werde meine Fesseln nicht mehr zerreißen, ich möchte mir nicht mehr wehtun, indem ich mich wehre. Ich lauere reglos auf die Stunde, da die Freiheit an mir vorbeigeht, nicht irgendeine Freiheit, eine klare und sichere Gestalt: Da ist Lou, Lou stark, Lou da, gestern und morgen, aber heute bin ich allein, und ich laufe für zwei, ich möchte mit Geduld, mit Gewissheit in die endgültige Freiheit laufen. Die Freiheit ist vielleicht eine Geschichte aufgesperrter Türschlösser, vielleicht eine Geschichte spiritueller Meisterschaft oder auch ganz einfach eine Geschichte von viel Geld, aber ich denke nicht, dass sie eine Geschichte des Vagabundierens sein kann.

Ich akzeptiere schlaflose und eisige Nächte, wenn am Ende eine warme Dusche und ein ordentliches Federbett warten, ich bin jetzt zu alt – o ja, die dreißig kommt mit großen Schritten! –, um mit den Lilianes die Rückkehr von Gefühlen und Umherirren zu teilen ... nehmen wir an, ich habe in der letzten Nacht weder auf der Pritsche noch anderswo geschlafen, ich habe überhaupt nicht geschlafen, ich latsche in meinen Latschen neben deinen, oh, Liliane, wir gehen nach Hause, ins Bett. Wir treffen Leute, die ebenfalls müde sind; aber sie werden in einer Stunde richtig

wach sein, sie werden bis zum Abend arbeiten, sie werden ihr Geld verdient haben und dann in ihr Bett zurückkehren, ihr Bett ... süßer als Gitarrenklänge, paradiesischer als Freiheit, das Bett, wenn man keins hat.

Ich glaube, dass ich mich für diese Nacht zu dem des Onkels durchschlängeln werde. Ich kann schließlich nicht bei der Heilsarmee schlafen, und mit dieser Beschränkung schlagen mir die „offiziellen“ Herbergen, Nonnen, Mother, Pont de l'Alma, Claridge des Champs-Élysées, die Tür vor der Nase zu. Ich werde mich zu Liliane ins Bett legen, in das ich sie geschickt habe, indem ich dem Porträt des Onkels während der letzten Waschbeckensitzungen tausend liebenswerte Retuschen verpasste; außerdem ist Onkel ein bisschen wie die Chamäleons, er nimmt die Farbe der Mädchen an, auf die er sich legt, sie haben ihn in allen Farben gefärbt!

Liliane, garantiert farbecht, scheinbar knitterfrei, nicht zu verlegt ... Ich zweifelte nicht, dass Onkel bereit wäre, eine gewisse Geschichte in den Zügen eines großen, desillusionierten Mädchens wiederzulesen, das ihm ausgerechnet von der Heldin der ersten Lektüre geschickt wurde.

Und tatsächlich wurde mein Plan bald von kürzeren, zerstreuten Briefen strahlend bestätigt: Nachdem er mir – in zensurfähigen Worten – ganz ausführlich von seiner „Abschlepphilfe“ erzählt hatte, schickte er mir nur noch mechanische Formeln, schludrige Zuneigung eines Mannes im Urlaub; ich wusste genau, dass es bei ihm kein anderes Zimmer gab außer seinem, und ich lachte, als ich merkte, wie er versuchte, Liliane darin vor mir zu verstecken, als wäre es eine Abart von Inzest, mit der Freundin der Pseudonichte zu schlafen.

Im Februar flog Onkel wieder nach Afrika und ließ Liliane seine Schlüssel da, bis sie die nötigen Papiere zusammen hätte, um ihm zu folgen – und ihn natürlich zu

heiraten. Diese Abreise wirkte auf mich wie ein Verrat: Seit Jahren spielen Onkel und ich Versteck; selbst um das Portemonnaie bis zum Rand vollzustopfen, um dem künftigen Haus ein oder zwei Fenster hinzuzufügen, durfte der Onkel nicht vor meiner Entlassung desertieren. Im kalten Land ist man schnell gereizt und eifersüchtig, man möchte nicht vergessen werden, will die Menschen aus der Entfernung seinem Willen unterwerfen.

Aber Onkel hat noch nie einen Vertrag aufgelöst, nie die Ohren vor dem Wecker verschlossen, er liebt seinen Lohn weniger als seine Arbeit; das kurzärmelige Hemd und der Blaumann stehen ihm besser als Schlips und Kragen; ich, immer faul oder hyperaktiv, verstehe nicht, dass er bereit ist, seine Verpflichtungen bis zum letzten Tag zu erfüllen, und es den Mätressen oder Nichten, die einen so uneigennützig wie die anderen, überlässt, ihm seinen Lohn abzuschwatzen; ich verstehe die Arbeit überhaupt schlecht – ich bin Diebin gewesen, ich will Schriftstellerin werden: Jede andere Tätigkeit ist für mich ungenießbar. Aber Onkel zieht den Kerzenschlüssel einem Dietrich oder einer Feder vor: Er sagt, dass ihn seine Flugstunden so nichts kosten, super, die Firma blecht, das ist das freche Mundwerk der Vorstadt, er kommt aus Belleville und kennt sich da bestens aus.

Nur selten gibt es am Ende eines Monats dieses wirtschaftlichen und tröstlichen Exils nicht irgendwelchen Knatsch. Diesmal kamen Briefe: Im Frühling hatten sie den eiligen Rhythmus von früher wieder aufgenommen; über die Sorge um die lieben Neffen und Nichten schien sich eine andere gelegt zu haben, eine Unruhe, wie wenn man aus dem Haus gegangen ist und vergessen hat abzuschließen: Liliane wartete immer noch auf ihre Papiere, er wartete auf ihre Antwort ...

Ich bin die Urheberin der Liliane-Ära und deshalb verantwortlich für ihren Glanz; Onkel rührt mich mit seinem

Unglück und seiner Freundlichkeit; andererseits brauche ich eine Pritsche. Ich werde also den Mother-Aufschub nutzen, um meine Laterne anzuzünden und zu sehen, wohin ich meine Lügen für Onkel ausrichte: Fehlte nur noch, dass die verrückte Bohnenstange seine Bude in Brand gesetzt hat.